



Es gibt Orte, die schweigen. Und doch erzählen sie unaufhörlich. Man muss nur wissen, wie man zuhört – oder vielmehr, wie man hinsieht. Ein ehemaliges Militärgelände nahe Bourges gehört zu diesen Orten. Auf den ersten Blick: weite Flächen, Gras, vielleicht ein paar Reifenspuren, Musik in der Ferne, Menschen, die tanzen, lachen, sich treiben lassen. Ein Wochenende wie aus einem Paralleluniversum. Doch unter dieser scheinbar harmlosen Oberfläche liegt eine andere Realität. Eine, die nicht tanzt. Eine, die wartet.

Und manchmal reicht ein falscher Schritt.

Wer sich dem Begriff „nicht explodierte Munition“ nähert, denkt zunächst an Geschichte. An Bilder aus verstaubten Archiven, an schwarz-weiße Fotografien von Soldaten, an Schlachtfelder, die längst vergangen scheinen. Doch diese Vorstellung trügt. Denn das, worum es hier geht, gehört nicht allein der Vergangenheit an. Es ist Gegenwart – und zwar eine ziemlich ungemütliche.

Nicht explodierte Munition, das klingt zunächst technisch, fast harmlos. Ein Begriff, wie er in Behördenpapieren auftaucht, geschniegelt und geschniegelt, geschniegelt, geschniegelt – ja, fast schon geschniegelt genug, um seine eigentliche Brutalität zu kaschieren. Gemeint sind damit Sprengkörper, die ihren Zweck verfehlt haben. Oder genauer gesagt: die ihren Zweck noch nicht erfüllt haben. Denn sie liegen dort, wo sie einst eingesetzt oder gelagert wurden. Und sie können jederzeit nachholen, was sie damals versäumten.

Man stelle sich einen Artilleriegeschoss vor, abgefeuert vor Jahrzehnten, vielleicht im Training, vielleicht im Ernstfall. Es landet, es bohrt sich in den Boden – und explodiert nicht. Warum? Vielleicht ein technischer Defekt. Vielleicht ein Produktionsfehler. Vielleicht schlicht Pech. Doch das Ergebnis bleibt dasselbe: ein Objekt, das nicht zur Ruhe gekommen ist, sondern in eine Art Zwischenzustand übergeht. Weder aktiv noch inaktiv. Eher so etwas wie ein schlafender Vulkan im Taschenformat.

Und genau darin liegt das Problem.

Denn diese Munition altert. Und Alter bringt nicht unbedingt Stabilität. Im Gegenteil. Metall korrodiert, Dichtungen lösen sich auf, chemische Substanzen verändern ihre Struktur. Der Zünder – jenes kleine, unscheinbare Element, das über Explosion oder Stillstand entscheidet – kann weiterhin funktionsfähig sein. Oder eben unberechenbar. Ein bisschen wie ein alter Motor, der plötzlich wieder anspringt, obwohl niemand den Schlüssel gedreht hat.

Wer jetzt denkt, das sei doch alles ein bisschen übertrieben, der sollte sich fragen: Wie viel Vertrauen setzt man in ein Objekt, das ursprünglich dazu gebaut wurde, maximalen Schaden



Der Boden erinnert sich – und manchmal explodiert er

anzurichten?

Die Antwort liegt irgendwo zwischen „gar keines“ und „auf keinen Fall anfassen“.

Gerade auf ehemaligen militärischen Übungsplätzen wie dem Gelände bei Bourges verdichtet sich dieses Risiko. Seit rund 150 Jahren wurde dort getestet, geschossen, experimentiert. Generationen von Soldaten haben ihre Übungen absolviert, tausende Geschosse wurden abgefeuert. Nicht jedes davon hat gezündet. Und nicht jedes wurde gefunden.

Das bedeutet: Der Boden ist kein neutraler Ort. Er ist ein Archiv. Ein Speicher aus Metall, Sprengstoff und Zufall.

Und dann kommen plötzlich Menschen.

Nicht in Uniform, sondern in bunten Kleidern, mit Lautsprechern, Zelten, Bierdosen. Eine Rave-Party. Musik, die durch die Nacht pulsiert, Körper, die sich im Takt bewegen. Es entsteht eine eigene Welt – eine, die mit dem militärischen Ursprung des Ortes nichts mehr zu tun haben will. Oder vielleicht nichts davon weiß. Oder es verdrängt. Wer denkt schon beim Tanzen an Granaten?

Doch genau hier kollidieren zwei Wirklichkeiten.

Die eine laut, lebendig, ekstatisch. Die andere still, verborgen, potenziell tödlich.

Die Behörden reagieren in solchen Fällen nicht aus Prinzip streng, sondern aus Erfahrung. Wenn sie dazu aufrufen, nicht zu graben, kein Feuer zu machen und nichts aufzuheben, dann steckt dahinter keine Lust an Verboten. Es ist vielmehr eine Art verzweifelter Versuch, das Unsichtbare sichtbar zu machen. Denn wie erklärt man jemandem die Gefahr eines Objekts, das er nicht sieht, nicht hört, nicht riecht?

Man könnte sagen: Der Boden selbst ist das Risiko.

Und das klingt zunächst abstrakt, fast poetisch. Doch die Konsequenzen sind erschreckend konkret. Eine unbedachte Bewegung, ein Spatenstich, ein Lagerfeuer – und plötzlich wird aus einer Nacht der Musik eine Szene, die man sonst nur aus Nachrichten kennt. Explosionen, Splitter, Chaos. Metallfragmente, die mit hoher Geschwindigkeit durch die Luft schießen. Verletzungen, die kein Mensch in einem Moment der Unbeschwertheit erwartet.

Es ist diese Diskrepanz, die so irritierend wirkt. Auf der einen Seite das Bedürfnis nach



Freiheit, nach Ausbruch, nach Gemeinschaft. Auf der anderen Seite eine physische Realität, die sich nicht verhandeln lässt. Sprengstoff kennt keine Ironie, keinen Kontext, keine Absicht. Er reagiert.

Und zwar sofort.

Warum aber existiert dieses Problem überhaupt noch? Warum, so könnte man fragen, liegt in einem Land wie Frankreich – mit all seiner technischen Kompetenz und seinem historischen Bewusstsein – noch immer derart gefährliches Material im Boden?

Die Antwort ist so einfach wie unbequem: Weil es sich nicht vollständig beseitigen lässt.

Frankreich, geprägt von den beiden Weltkriegen, durchzogen von ehemaligen Frontlinien, Übungsplätzen und Depots, trägt eine unsichtbare Last. Millionen von Sprengkörpern wurden im Laufe der Jahrzehnte verschossen oder gelagert. Ein Teil davon wurde geräumt, entschärft, entsorgt. Doch ein anderer Teil blieb. Mal tief im Erdreich verborgen, mal durch Zufall wieder freigelegt.

Der Kampf gegen diese Hinterlassenschaften gleicht einer Sisyphusarbeit. Für jede entdeckte Granate könnten mehrere unentdeckt bleiben. Und selbst moderne Technik stößt an Grenzen. Radar, Sonden, Drohnen – sie helfen, aber sie garantieren nichts.

Es ist ein bisschen so, als würde man versuchen, alle Nadeln in einem Heuhaufen zu finden. Nur dass diese Nadeln explodieren können.

Und so entsteht eine paradoxe Situation: Orte, die längst keine militärische Funktion mehr erfüllen, bleiben dennoch gefährlich. Sie tragen ihre Vergangenheit wie eine unsichtbare Signatur. Und wer sie betritt, tritt in einen Raum, der mehr ist als nur Landschaft.

Vielleicht liegt darin auch eine tiefere Wahrheit. Dass Geschichte nicht einfach verschwindet. Dass sie sich einschreibt – in Gebäude, in Erinnerungen, eben auch in den Boden. Und dass sie manchmal mit brutaler Klarheit zurückkehrt, wenn man sie ignoriert.

Man könnte sich fragen: Ist es naiv, an solchen Orten zu feiern? Oder ist es gerade ein Akt der Aneignung, ein Versuch, dem Raum eine neue Bedeutung zu geben?

Die Antwort ist nicht eindeutig.

Denn natürlich steckt in solchen Zusammenkünften auch etwas zutiefst Menschliches. Der



Wunsch, Räume zu öffnen, Grenzen zu verschieben, Orte neu zu definieren. Eine alte Militärfäche wird zur Tanzfläche – das hat fast etwas Symbolisches. Aus einem Ort der Vorbereitung auf Zerstörung wird ein Ort der Begegnung.

Doch Symbole haben ihre Grenzen.

Und Sprengkörper auch nicht.

Vielleicht liegt die eigentliche Tragik darin, dass beide Ebenen gleichzeitig existieren. Dass sich unter den Füßen der Feiernden eine Realität verbirgt, die mit ihrer Gegenwart nichts zu tun hat – und doch jederzeit eingreifen kann. Es ist, als würde man auf dünnem Eis tanzen, während unter einem das Wasser strömt. Man sieht es nicht, aber es ist da.

Und es wartet nicht darauf, ob jemand bereit ist.

Es wäre zu einfach, hier mit dem Finger zu zeigen. Auf die Veranstalter, auf die Teilnehmer, auf die Behörden. Die Wirklichkeit ist komplexer. Sie besteht aus Entscheidungen, aus Unwissen, aus Risikoabwägungen. Und manchmal auch aus einer gewissen Gleichgültigkeit gegenüber dem, was man nicht direkt wahrnimmt.

Doch genau diese Gleichgültigkeit ist gefährlich.

Denn sie übersieht, dass der Boden kein neutraler Hintergrund ist. Er ist Teil des Geschehens. Ein Akteur, wenn man so will – wenn auch ein sehr stiller. Und manchmal ein explosiver.

Vielleicht braucht es genau solche Situationen, um sich das bewusst zu machen. Um zu begreifen, dass Orte Geschichten tragen, die sich nicht einfach abschütteln lassen. Dass Freiheit nicht nur bedeutet, tun zu können, was man will, sondern auch zu verstehen, wo man es tut.

Und dass ein Tanz auf einem ehemaligen Schießplatz mehr ist als nur ein Tanz.

Es ist ein Spiel mit der Vergangenheit.

Und die spielt nicht immer fair.

Ein Artikel von M. Legrand